

Seit 1948 schreibt, vervielfältigt und vertreibt der Zürcher Schriftsteller Rudolf Jakob Humm seine Zeitschrift *Unsere Meinung*. Als er sich darin im März 1950 mit spitzer Feder dem in Thun lebenden, emeritierten Literaturprofessor Jonas Fränkel widmet, meldet sich dieser bei ihm und bittet um ein Belegexemplar. Innert kurzer Zeit merken beide, dass sie einem interessanten Gegenüber begegnet sind. So entwickelt sich der Kontakt zu einem Briefwechsel. Bald diskutieren sie über Sinn und Unsinn der Philologie, über Fränkels Gottfried-Keller-Ausgabe oder über Humms journalistische Arbeit bei der *Weltwoche*. Mitte Oktober veröffentlicht Humm dort sein Porträt *Jonas Fränkel, der Umstrittene*.

1. (H.)¹

Riedegg b. Thun, d. 28. März 1950

Sehr verehrter Herr, ich erfahre, daß Sie in Ihrer Zeitschrift eine Seite aus meiner Schrift «Der neue Medius» abgedruckt haben.² Darf ich Sie um freundliche Zusendung einer Belegnummer bitten?

Mit vorzüglicher Hochachtung

Jonas Fränkel

1 Die zwischen Jonas Fränkel und Rudolf Jakob Humm gewechselten Briefe und Postkarten wurden von den Herausgebern chronologisch durchnummeriert. Fehlen Nummern in der Folge der Abdrucke, weist das auf Auslassungen hin: Etwa ein Drittel des erhaltenen Textmaterials wurde in der vorliegenden Edition nicht wiedergegeben. Neben der Nummer im Kopf eines jeden Dokuments ist vermerkt, ob dieses von Hand (H.) oder mit der Schreibmaschine (M.) verfasst worden ist.

2 Rudolf Jakob Humm: *Jonas Fränkel – und der 17. Band der kantonalen Gottfried Keller-Ausgabe*, in: *Unsere Meinung*, Nr. III/1, März 1950. Humm leitet diesen Text so ein: «Zu unserer Notiz in der vorigen Nummer stellt uns ein Freund Prof. Jonas Fränkels dessen Broschüre «Der neue Medius» zu. Sie ist für Aussenstehende meist zu lesen sterbenslangweilig, was vielleicht erklärt, dass sie nicht mehr beachtet wurde. Hierin unterscheidet sie sich nicht von anderen Streitschriften Fränkels, deren es ungemein dickleibige gibt. Gegen Schluss aber enthält sie einige sachliche Auskünfte von allgemeinem Interesse, die den Leser nachdenklich stimmen müssen. Die Kritik wendet sich gegen die Art, wie der 17. Band der offiziellen Gottfried Keller-Ausgabe betreut wurde.» Anschliessend zitiert Humm eine längere Passage aus Fränkel 1944, S. 46f. Zu der von Humm erwähnten «Notiz in der vorigen Nummer»: In *Unsere Meinung*, Nr. II/12, Februar 1950, hat er unter dem Titel *Fraenkel contra Helbling* den Streit um die Gottfried Keller-Ausgabe ein erstes Mal aufgegriffen, indem er ausführlich aus Fränkels polemischem Artikel *Eine literarische Blamage* zitierte, der erschienen war in: *Freies Volk*, Nr. 52, 30. 12. 1949.

2. (M.)

Riedegg b. Thun, den 1. April 1950

Sehr geehrter Herr,

ich danke Ihnen für die freundliche Zusendung eines Belegexemplares, aus dem ich zu meiner aufrichtigen Genugtuung erfuhr, dass Sie in meiner «sterbenslangweiligen» Schrift vom Jahre 1944 zwei nachdruckswürdige Seiten gefunden haben. Sie unterliessen es aber bei dieser Gelegenheit nicht, mich Ihren Lesern als Verfasser einer Menge dickleibiger Streitschriften vorzustellen, die gleich sterbenslangweilig seien wie «Der neue Medius» (abgesehen natürlich von den zwei von Ihnen abgedruckten Seiten).

Ich erlaube mir, Ihre Mitteilungen dahin zu berichtigen, dass von mir im ganzen *drei* «Streitschriften» vorliegen: zwei Broschüren (ausser der von Ihnen ans Licht gezogenen eine frühere, vom Jahre 1942, betitelt: «Die Gottfried Keller-Ausgabe und die Zürcher Regierung») und ein Buch: «Spittelers Recht. Dokumente eines Kampfes» (1946). Letzteres, das allerdings einen Umfang von 260 Seiten hat, soll nach Ihrer Kenntnis der Stammvater einer zahlreichen «ungemein dickleibigen» Nachkommenschaft geworden sein, die leider nur mir unbekannt geblieben ist. Ich kann deswegen lediglich von dem Komplimente der Sterbenslangweiligkeit Notiz nehmen, das Sie jenem einem mir *bekannten* Buch gegönnt haben. Da ist es denn nun merkwürdig, dass Leute, die das Buch trotz seiner Sterbenslangweiligkeit gelesen und irgendwie zur Federzunft gehören, sich nicht damit begnügten, für den Verleger ein paar Zeilen hinzuschreiben, vielmehr in der Regel sich gedrängt fühlten, in sehr umfangreichen Aufsätzen Stellung zu dem Buche zu nehmen, so dass jedesmal die Auseinandersetzung mit seinem Inhalt beinahe eine ganze Nummer füllte, ob es die «Nation» war oder das «Freie Volk», der «Kleine Bund» oder – noch neulich, nach fünf Jahren! – eine grosse Mailänder Zeitschrift.³ Wie erklären Sie sich dies Wunder, da Sie doch jenes Buch wohl sicher – wenigstens einmal in Händen hatten? Vielleicht haben Sie sogar hineingeguckt und daraufhin jenen tristen Eindruck gewonnen? Darf ich Ihnen ein anderes Urteil vorlegen, das ich gerade bei der Hand habe, ein improvisiertes, wie Sie sofort merken werden, das Sie wohl nicht deswegen von vornherein als nichtig taxieren werden, weil es nicht aus – Zürich kommt? Nicht dass ich diese oder andere ähnlich lautende Stimmen gar wichtig nähme; nur mögen sie auch im vorliegenden Falle die Wahrheit des alten Sprüchleins bestätigen: «Was dem

3 Guido Lodovico Luzzatto: *Uno scandalo in Elvezia e la tragedia di Jonas Fränkel*, in: *Italia Contemporanea*, Milano, Febbraio 1950.

einen sin Uhl, ist dem andern sin Nachtigall». Oder: Es muss nicht unbedingt «sterbenslangweilig» sein, was einer – nicht gelesen hat.

Den von Ihnen abgedruckten Auszug aus dem «Neuen Medius» bezeichnen Sie als meine Kritik des «17. Bandes der offiziellen Gottfried Keller-Ausgabe». Wie mögen Sie wohl darauf gekommen sein? Der 17. Band ist im Jahre 1926 erschienen,⁴ als das Werk noch nicht die offizielle Gottfried Keller-Ausgabe war, sondern ganz schlicht die Gottfried Keller-Ausgabe von Jonas Fränkel. Nur der Kenner des Werkes wird erraten, dass es sich um *Bd. 12*⁵ handelt, den ersten in der Reihe der meiner Keller-Ausgabe, nachdem sie mir von der Zürcher Regierung auf Druck der Nazi entrissen worden, durch Herrn Helbling angeflückten Bände.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Jonas Fränkel

Beiliegend:

Toggenburger Tagblatt v. 5. Okt. 1949⁶ (gelegentlich zurückerbeten)

3. (M.)

Zürich, den 4. April 1950

Hechtplatz 1

Sehr geehrter Herr Prof. Fränkel,

Es freut mich, dass der toggenburger «Volksfreund» Ihr Buch «Spittlers Recht» als auf «höchster geistiger Warte stehend» betrachtet. Was meine Wenigkeit betrifft, ich fand es sterbenslangweilig. Ich habe es vor dreieinhalb Jahren Zeile für Zeile gelesen. Auch «Der neue Medius» habe ich Zeile für Zeile gelesen. Der Eindruck war der gleiche. Nicht gelesen habe ich die erste der von Ihnen erwähnten Streitschriften, die Gottfried Keller-Ausgabe und die Zürcher Regierung betreffend. Hingegen lese ich seit vielen Jahren Ihre Einsendungen in «Freies Volk».

Das ist so ziemlich alles, was ich von Ihnen gelesen habe und von Ihnen weiss. Dass ich meinen Eindruck offenherzig aussprach, ist mein gutes Schweizerrecht.

4 Keller SW 17 (Gottfried Keller: *Der grüne Heinrich*. Erste Fassung, Bd. 2, hg. von Jonas Fränkel, Erlenbach-Zürich, Leipzig: Rentsch 1926).

5 Keller SW 12 (Gottfried Keller: *Martin Salander*, hg. von Carl Helbling. Bern, Leipzig: Benteli 1943).

6 Jonas Fränkel: *Der letzte Streich. Zur Rede Bundesrat Etters bei Behandlung des Postulates Werner Schmid im Nationalrat*, in: *Der Volksfreund, Toggenburger Tagblatt*, Nr. 233, 5. 10. 1949.

Diese Meinungsäusserung sollte Sie allerdings kaum sehr berühren; ich nahm sogar an, Sie würden darüber nur die Achseln zucken. Denn – und das möchte ich doch hervorheben – *ich bin kein Literaturgelehrter*. Darum habe ich mich auch, was Ihnen offenbar entgangen ist, als Aussenstehenden bezeichnet, was eine deutliche Einschränkung der Tragweite und des Gewichtes meiner Meinungsäusserung war. Dass ich 17 statt 12 schrieb, ist eines der Versehen und Irrtümer, die mir unvollkommenem Menschen in diesem Tal des Jammers schon immer unterlaufen sind. Der liebe Gott hat mich ganz einfach stiefväterlich behandelt, und das habe ich ihm auch schon öfters vorgehalten. Wollen Sie bitte das Versehen entschuldigen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

R. J. Humm.

Der Volksfreund, zurück.

4. (M.)

Riedegg b. Thun, d. 5. April 1950

Sehr geehrter Herr Humm,

es waltet hier ein Missverständnis, das behoben werden muss. Zwar irren Sie, wenn Sie meinen, es sei Ihr «gutes Schweizerrecht», Ihren Eindruck offenherzig auszusprechen. Ich könnte danach beinahe vermuten, Sie seien ein Neuling auf dem Felde der Schweizerkritik. Ein Schweizer Kritiker hat alles Schweizerische zu loben und es als gut und unvergleichlich zu beurteilen (dass ich nicht nach dieser Vorschrift handelte, sondern zürcher Pfuscher in der wissenschaftlichen Presse als Pfuscher hinzustellen gewagt hatte, zog mir den tötlichen Hass der Zürcher zu). Wohl aber ist es ihr *Menschenrecht* (und das bedeutet wohl mehr), das Sterbenslangweilige (oder was Sie als sterbenslangweilig empfinden) als sterbenslangweilig zu bezeichnen. Dass Sie freilich im Stande waren, einen sterbenslangweiligen Wälzer, wie Sie mich versichern, Zeile für Zeile durchzulesen, könnte Sie in den Verdacht bringen, Sie seien reif, dereinst unter katholische Heilige und Märtyrer aufgenommen zu werden; ich gestehe, es in meiner langen Rezensententätigkeit nie so weit gebracht zu haben, ein langweiliges Buch zu Ende zu lesen.

Ich verspüre in mir nichts von Autoreneitelkeit. Ich bin auf keinen Argus⁷

⁷ Der seit 1896 bestehende Pressedienst Argus der Presse AG (heute Argus Data Insights Schweiz AG) beliefert Abonnierende mit Medienauszügen zu ausgewählten Begriffen oder Namen.

abonniert, und was ich etwa von dem, was über mich und meine Bücher geurteilt wird, zu Gesicht bekomme, interessiert mich nur als psychologisches Material. Besässe ich aber etwas von Autoreneitelkeit, so könnte ich sie schwerlich bei einem Buche empfinden, das eine Sammlung von juristischen Dokumenten bietet. Dass Sie also dies Dokumentenbuch als ebenso sterbenslangweilig demaskierten wie den Neuen Medius, würde mich nicht weiter berühren; wohl aber berührte es mich sehr, dass Sie aus diesem einen Buch eine *Mehrzahl* «ungemein dickleibiger» Streitbücher gemacht hatten und mich derart Ihren Lesern als einen vorstellten, der lauter dicke Streitbücher, sozusagen zu seinem Vergnügen, produziert. Ob das den Regeln literarischen Anstands entsprach, haben Sie, nicht ich zu beurteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Jonas Fränkel

5. (M.)

Zürich, den 17. April 1950

Hechtplatz 1

Sehr verehrter Herr Professor Fränkel,

Sie schrieben mir neulich, dass es mein Menschenrecht gewesen sei, Ihre Streitschrift als langweilig zu bezeichnen, dass ich es aber an literarischem Anstand habe fehlen lassen, weil ich Sie sozusagen als einen Autor hinstellte, der nur Streitschriften verfasst habe.

Inzwischen hat sich etwas ereignet. Einer Ihrer Freunde, Herr Otto Berger in Baden, stellte mir Ihr Buch «Spitteler – Huldigungen und Begegnungen» zu. Ich habe es vorgestern und gestern gelesen, sehr aufmerksam, einige Aufsätze zweimal, einige habe ich vorgelesen.

Ich bin Ihnen so völlig unbekannt, sehr verehrter Herr Professor, dass Sie von mir vermuten konnten, ich beurteile eine Ihrer Schriften – «Spittelers Recht» – ohne sie vorher gelesen zu haben. Viceversa waren auch Sie mir ein solcher Unbekannter, dass ich Sie, nur weil ich wusste, Sie seien Literaturprofessor, in das Gesamte der Philologenklerisei eingewickelt sah und keine grosse Sorge trug, Sie daraus herauszuziehen, um Sie gesondert zu betrachten. Wie hätte ich an Wunder glauben können.

Heute bin ich eines anderen belehrt. Es gibt Wunder. Ihr Buch hat mich zutiefst erschüttert. Heute sehe ich, dass ich den verkehrten Weg zu Ihnen eingeschlagen hatte. «Spittelers Recht» hat mich nicht zu überzeugen

vermocht. Ich war schon früher Spitteler entfremdet. Diese Streitschrift hat die Entfernung nur noch weiter getrieben.

Dieses andere Buch aber – in diesem Buch steckt etwas Ungeheures. Ich könnte ausführlich erklären, warum ich diesen Ausdruck gebrauche, doch mag eine Andeutung genügen: Diese Freundschaft Fränkel-Spitteler ist kein Spaziergängergarten, sie ist eine Akropolis. So wie sie sich so unvermutet vor uns erhebt, packt sie uns mit einer Ergriffenheit, die die Sphäre rein menschlicher Bewegtheit (Rührung) weit übersteigt. Man wird überfallen von einem geistigen Ereignis, aus der Sphäre des Daimonischen.

Bin ich verpflichtet, es mir vorzuwerfen, dass der Weg, den Sie mich über Zeitungsartikel und Streitschriften bisher geführt hatten, diesen Ausblick nicht erwarten liess? Ich fühlte mich nur in meinem Strassenmenschentum angesprochen, wie das Tribunizische⁸ das immer tut. Meine Verdrossenheit allem gegenüber, was nur entfernt nach Philologie riecht, fand das in Ordnung. Ein Professor, und mit dem soll etwas los sein? Unmöglich! So dachte ich in frommster Naivität.

Damit Sie diese Einstellung ein wenig verstehen, muss ich vielleicht hinzufügen, dass ich von Hause aus Physiker bin, Relativitätstheoretiker. Ich habe in Göttingen studiert und auch bei Einstein gehört.⁹ Die Literaturwissenschaft war für mich nie eine Wissenschaft. Ihre Existenz kam ihr nur davon, so sagte ich mir, dass die Kinder das ABC und die Kantonsschüler leidliche Kaufmannsbrieife schreiben lernen sollten. So musste ein «römischer Brunnen» von stufenweise einander Belehrenden errichtet und vom Staat unterhalten werden. Aber wo sind ihre Helden? Ihre Galilei, Luther, Bruno? Wer hat schon in Dachstuben gehungert, nur weil er eine andere Dichterinterpretation vertrat? Das alles wird doch nur Literaturprofessor, weil es am Ende der Karriere eine Villa sieht, und weil es Direktor des städtischen Gaswerkes nicht werden mag, weil ihm das zu übel riecht und es auch ein bisschen zu viel rechnen müsste. So dachte ich in meiner schönsten Heftigkeit. Ich hielt nichts von dieser Art Gelehrsamkeit und liess höchstens ihre historischen Untersuchungen gelten. Die Heftigkeit erklärt sich damit, dass ich mit zwölf Jahren einen Gedichtband von Carducci geschenkt bekam und am Schluss, in den Anmerkungen, lesen konnte, wie der Dichter sich gegen die Anmassung der Philologen wehrte.

8 Das einem Tribunen Unterworfenene, das Unterwürfige.

9 Vgl. dazu Nachwort, S. 343.

Nun kommt es mir aber doch so vor, als sähe ich endlich einen Helden aus dem philologischen Horizont emporsteigen: Jonas Fränkel.

Erlassen Sie es mir, Ihnen meine Entschuldigungen vorzubringen. Ich möchte dem Erlebnis dieser zwei Tage einen Ausdruck geben. Mir wäre es das Liebste, wenn ich einen der Aufsätze Ihres Buches in dem gleichen Blättchen abdrucken dürfte, in dem ich Sie verletzt habe, und zwar sollte es Ihre Rede zu Spittlers siebzigstem Geburtstag sein, weil sie sich an die Jugend wendet, und weil Ihr Hinweis auf den Herakles und den Prometheus mir in der heutigen Wirrnis besonders zeitgemäss erscheint.¹⁰

Ich bitte Sie um Erlaubnis dies zu tun. Wahrscheinlich wird der Aufsatz die ganze Nummer füllen. Falls der Platz es erlaubt, würde ich meinen Lesern noch kurz die Veranlassung zu diesem Nachdruck erklären. Ich möchte, diese wüssten, am Beispiel Fränkel-Spittler, was grosse geistige Freundschaft ist.

Warum ich kein Honorar zahlen kann, brauche ich Ihnen wohl nicht zu erklären. Und für die Art der Veröffentlichung, durch die Vervielfältigungsmaschine, bitte ich Sie um Verzeihung. Mein Blättchen ist hausgemacht. Es erreicht nur ungefähr dreihundert Leser, aber es sind nicht die schlechtesten im Lande.

Mit vollkommener Hochachtung,
Ihr ergebener
R. J. Humm.
Abschrift an Herrn Otto Berger.

6. (M.)

Riedegg ob THUN, den 18. April 1950

Sehr verehrter Herr Humm,

ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief, der mir die Freude bereitet hat, einen Mann kennen zu lernen, von dem ich bisher eine sehr vage und, wie sich jetzt zeigt, völlig unrichtige Vorstellung hatte. Ich hielt Sie für einen Zürcher Literaten und erfahre nun, dass Sie ein Schriftsteller sind, dem das untrügliche Kennzeichen geistiger Unabhängigkeit eignet: die Fähigkeit sein Urteil freudig zu ändern. Einem solchen Manne zu begegnen ist immer ein Glücksfall im Leben.

10 Fränkel 1945, S. 33–48. Gehalten hatte Fränkel diese Rede am 24. 4. 1915 vor der Freistudentenschaft der Universität Bern anlässlich einer öffentlichen Spittler-Geburtstagsfeier.

Sie glauben, sich bei mir wegen Ihrer Verachtung der Philologie entschuldigen zu müssen. Der Zufall wollte, dass mir Ihr Brief gebracht wurde, als ich gerade über dem Manuskript eines Buches sass, das den Titel tragen wird: «Dichtung und Wissenschaft»¹¹ – wobei das *und* hier nicht als logische *Verbindungspartikel* dient, vielmehr die Antinomie der beiden Begriffe andeuten soll. Was Sie instinktiv verurteilen, das befehde ich in dem Buche als – Philologe (nicht etwa erst heute, ich tat es vielmehr von meinen ersten Anfängen an). Das bedeutet nicht, dass ich Philologie als eine Wissenschaft verwerfe, nur ist auch mir das, was allgemein als Philologie gilt und was heutzutage als Philologie betrieben wird: das «Erklären» der Dichter und das Wühlen in ihren Intimitäten, ein Hohn auf jede Wissenschaft. Hoffentlich kann das Buch erscheinen, hoffentlich schrickt der deutsche Verleger (in der Schweiz hätte ich keinen), der sich das Manuskript erbeten hat, nicht zurück, wenn er es liest.

Dass Sie das Menschliche an meinen Kundgebungen über Spitteler berührte, ist mir eine aufrichtige Freude. Den Abdruck der Rede zum 70. Geburtstag in Ihrer Zeitschrift könnte ich nur begrüßen. Nur habe nicht ich allein darüber zu bestimmen, sondern auch der Verleger des Buches.¹² Ich schreibe an ihn gleichzeitig und bitte ihn um seine Zustimmung. Er wird sie zweifellos geben, denn er ist unter allen schweizerischen Verlegern, die ich kenne, der einzige anständige Mensch (allerdings kein eigentlicher Verleger, sondern ein Buchdrucker, der sich für gewöhnlich den Luxus, Bücher eines verfehmten Autors herauszubringen, nicht leisten kann). Sobald ich seinen Bescheid habe, werde ich Ihnen berichten.

Sollte Sie Ihr Weg einmal in meine Nähe führen, so gönnen Sie mir bitte die Freude, Sie persönlich kennen zu lernen.

Ich drücke Ihnen herzlich die Hand und verbleibe mit freundlichem Gruss
Ihr
Jonas Fränkel

11 Fränkel 1954.

12 Henry Tschudy.

7. (M.)

29. IV. 50

Sehr verehrter Herr Professor Fränkel,

Hier die angekündigte Nummer, in der Ihre Stimme über fünfunddreissig Jahre (und welche Jahre!) hinweg zu uns spricht.¹³ [...]

8. (M.)

Riedegg ob THUN, den 3. Mai 1950

Sehr geehrter Herr Humm,

nehmen Sie meinen allerherzlichsten Dank für das Gute, was Sie mir im neuen Hefte sagen! Ich sage nicht, es habe mich gefreut, denn es ist etwas anderes, das mich darin ergriffen hat und das ich heute noch nicht benennen kann, aber es hat mich Ihnen tief verbunden. Der Gedanke, meine Rede zu Spittlers 70. Geburtstag als nachträgliches Gedenken an *meinen* Siebzigsten¹⁴ im Kreise Ihrer Leser vorzuführen, ist ein ausnehmend schöner und hat mich aufrichtig gefreut.

Wie seltsam doch (Sie nennens Schicksal), dass Sie auf dem Umwege über meine Polemica mir nahe kamen! Ich schreibe immer so sehr aus innerer Not, unter einem innern Zwange, dass ich auch jene Streitschriften nicht verleugnen darf. Dass sie mir offenbar missglückt sind, das steht auf einem andern Blatt. Doch sowohl im Falle Spittler wie im Falle Gottfried Keller-Ausgabe *musste* ich an die Öffentlichkeit appellieren. Im Falle Spittler hatte ich die *Pflicht* hinauszurufen, dass hier der Wille eines Toten vergewaltigt

13 In *Unsere Meinung*, Nr. III/2, April 1950, druckt Humm Fränkels Rede zum siebzigsten Geburtstag von Spittler vollständig ab. Anschliessend schreibt er unter anderem: «Diese Rede des jungen Philologen Jonas Fränkel zu Spittlers siebzigstem Geburtstag wurde hier abgedruckt, um die einmalige Freundschaft, die Fränkel und Spittler verband, nach den bescheidenen Möglichkeiten unserer kleinen Zeitschrift zu ehren. Dies zu tun, war dem Herausgeber Bedürfnis. Er wusste bisher wenig von Jonas Fränkel. Er kannte nur die polemischen Schriften und die Zeitungsartikel, die der streitbare Philologe über peinliche, Spittlers Nachlass und die Zürcher Ausgabe von Gottfried Kellers Werken betreffende Tatsachen in den letzten Jahren veröffentlicht hatte. Dieses Schrifttum ist aber nicht durchwegs erbaulich; der Herausgeber hat das in der vorigen Nummer offenherzig gesagt, und er steht dazu; nur dass er zur Vermeidung von Missverständnissen doch hinzufügen möchte, dass die Unerquicklichkeit dieser Streitsache hauptsächlich von den Gegnern herrührt, die das Schicksal dem Professor in den Weg gestellt hat. Dieses Schicksal ist aber ungemein viel interessanter, viel bedeutsamer als alle Gegner zusammengenommen. Es ist als ob Spittler den Freund ins Tal der Fliegen hinuntergeschickt hätte, um zu erfahren, ob er sie mit Erynnyen verwechselt. Es sind Fliegen! Und der Philologe wird zum Dichter zurückfinden.»

14 Fränkel ist am 12. 8. 1949 siebzig Jahre alt geworden.

worden (wobei meine hohe Einschätzung des Dichters Sp. nebensächlich war), dass Bundesräte und Bundesrichter getan hatten, was in einem Rechtsstaate nicht geschehen darf. Ich würde mich verachten, hätte ich, um persönlichen Unannehmlichkeiten auszuweichen, um meine Universitäts-«karriere» nicht zu zerstören, geschwiegen.

Nicht wesentlich anders verhält es sich mit dem Kampf um meine Kellerausgabe, nur dass ich hier nicht einen Freundesauftrag zu erfüllen hatte, wohl aber eine wissenschaftliche Aufgabe, wie sie vor mir nie versucht worden und die mich ein Vierteljahrhundert lang beschäftigt hatte. Sie schrieben mir, Sie kennen meine Artikel im Freien Volk. Doch was dort erschien, war fast immer verzerrt, z. B. was ich aus Anlass des letzterschienenen Bandes von Helbling veröffentlicht habe. Sie konnten nicht anders als den Eindruck gewinnen, Helbling sei mir so wichtig, dass ich ihm ein paar Fehler öffentlich nachweisen musste. Doch Helbling war nur äussere Veranlassung, während das eigentlich Wichtige von der Redaktion gestrichen wurde (Platzmangel!). Die Nation hat dann den ganzen Artikel gedruckt¹⁵ – ich kann ihn aber leider nicht beilegen, denn ich sehe eben, dass ich nur ein Exemplar habe (vielleicht kann ich ihn aber nachschicken). Wäre unser Schriftstellerverein wohlberaten, so wüsste er, dass es hier um seine eigene Sache geht, um Fragen des Urheberrechtes, um Freiheit der Wissenschaft usw., aber auch um die Sauberkeit unserer Justiz (nicht aber um Philologengezänk!). Wo es sich um solch wichtige Dinge handelt, darf man eben nicht schweigen.

Ob ich die Verteidigung geschickt angriff, das ist – wie gesagt – eine andere Frage. Ich tats, wie ichs tun konnte. Vielleicht ist das Grundsätzliche erstickt worden in der Fülle des Details. Jedenfalls: um das Grundsätzliche war mir hier wie dort zu tun. Doch dies nur zur Aufklärung. Ich verhehle nicht, dass mir, nun Sie mir nahe gekommen sind, daran gelegen ist, Sie möchten mich vielleicht noch ein wenig besser kennen. So erlaube ich mir denn diesen Zeilen einen Aufsatz zum 70. Geburtstag von Loosli beizulegen,¹⁶ weil er mancherlei Persönliches enthält (und weil ich Besseres im Augenblick nicht zur Hand habe).

Eine höchst willkommene Ueberraschung war mir Ihre Schrift über den

15 Jonas Fränkel: *Der tragische Ausklang der Zürcher Gottfried-Keller-Ausgabe*, in: *Die Nation*, 1. 3. 1950. Im *Freien Volk* (vgl. Anm. 2) war der erste Teil – mehr als die Hälfte des Textes – weggestrichen worden.

16 Jonas Fränkel: *Gruß an C. A. Loosli zum siebzigsten Geburtstag*, Sonderdruck aus *Die Arve*, Hochdorf: Graphia, 1947.

Gesellschaftsroman.¹⁷ Sie schreiben mir, sie sei ein Einbruch in die Philologie. Das ist sie nicht. Erlauben Sie mir eine kleine Begriffsklärung. Philologie ist für mich: Morphologie des Sprachkörpers eines dichterischen Werkes (ein Versuch in dieser Richtung ist mein Keller). Philologie im eigentlichen Sinne ist also Ihre Schrift nicht, wohl aber ist sie eine Arbeit, die jedem Literaturforscher von Fach zur grössten Ehre gereichen würde (vorausgesetzt, ein Nur-Literaturhistoriker besässe Ihr instinktives Wissen um das Wesentliche). Ich finde Ihre Kennzeichnung des Balzac-Romans und seine Abgrenzung gegen Zola ganz vortrefflich. Vielleicht liesse sich das Gemeinsame im Begriff *Zeitroman* fassen: Balzac lebte im Zeitalter der *société* (wie noch Schnitzler in Wien), Zola nicht mehr. Auch Ihr Hinweis auf die mythologischen Durchblicke bei Balzac ist sehr glücklich, nicht minder die Beobachtung, dass es immer bereits *geformter* Mythos ist, was wiederum für die *Kulturtradition* der *société* kennzeichnend ist – usw. usw. Ich hatte Freude an der Lektüre, die mir Sie näher kennen lehrte, und will die Schrift zu dem Balzac-Band von Curtius¹⁸ stellen, damit ich sie nicht aus den Augen verliere. Haben Sie schönsten Dank für die Gabe!

[...]

10. (M.)

Zürich, den 2. Juni 1950

Hechtplatz 1

Sehr verehrter Herr Professor Fränkel,

Anstatt eines langen Briefes sende ich Ihnen heute eine ältere Nummer von U. M., die Ihnen vielleicht Spass macht.¹⁹ Sie sehen daraus, dass ich über «Zürich» nicht viel anders denke als Sie und Herr Loosli. Der Unterschied ist, dass ich mitten in ihrem blauweissen Bauche wohne, jünger bin, von zwei

17 Humm 1947.

18 Ernst Robert Curtius: *Balzac*, Bonn: Friedrich Cohen 1923. Fränkels Bibliothek kam 2022 ins Schweizerische Literaturarchiv (SLA): «Auf Regal N7 befindet sich Curtius' Balzac-Studie und rechts daneben querkant eingeschoben Humms kleines Büchlein (weiss)» (Magnus Wieland, Mail, 27. 11. 1924).

19 Wohl *Unsere Meinung*, Nr. II/5, Juli 1949. Darin hat Humm seinen Artikel *HEGEL UND REGULA oder der Brief eines nie verzweifelnden Zürchers* mit dem regelmässig gebrauchten Pseudonym Androklos Samtdemleu gezeichnet. Oft verwendet er auch nur den Vornamen Androklos. Humm erläutert in seinem Brief an Fränkel vom 2. 6. 1950 den Umgang mit den verschiedenen Pseudonymen.

Kriegen und dem Nationalsozialismus verhagelt wurde, und darum nicht so ganz den Mut habe, die Dinge direkt zu sagen. Sondern ich habe mir zwei Figuren gemacht, die eine mehr sarkastisch, die andere mehr wütig, und diese benütze ich, wenn mir etwas auf den Nägeln brennt. Der Androklos, der sich vor dem Löwen nicht fürchtet, hat die Aufgabe, schweizerische, insbesondere zürcherische Kümmerlichkeiten zu glossieren; der Santschi, der sich als Lawinnenverbauer betätigt, hat's mehr auf das Europäische abgesehen. Beide habe ich sorgsam ins Ausland hinausplaciert, den Androklos nach Marokko, den Santschi nach Savoyen. Dort können sie nicht verhaftet werden.

Der Androklos-Aufsatz ist mir etwas lang geraten und ist nicht immer gut. Der Grund liegt in der Bangigkeit des zu grossen Alleinseins. Ich fühle mich fürchterlich einsam. Uns fehlen in unserer Generation Männer mit Rückgrat wie Sie und Loosli, an denen wir eine Stütze hätten. Ich will übrigens meine Generation auch nicht schlechter machen als sie ist. Der, welcher den Montgomery-Brief verbrochen hat, ist der Hiltbrunner.²⁰ Er erwiderte nicht unelegant mit einem Satz auf einer Postkarte: Zu lang, um gut zu sein. Der andere ist der Traugott Vogel. Auch der hat's verdaut. Aber wenn man so eng ineinander verklemmt sitzt, wie in Zürich, wo von der Neuen Zürcherin, dieser Hauptverbrecherin am schweizerischen Kulturleben, alles so weich und lahm gemacht worden ist, als ob man inmitten von Mollusken hauste, hat man es manchmal schwer, ein Pfahl zu sein. Man schämt sich. Jawohl, als ob man ein bisschen schlecht geraten wäre.

Kurz. Ich brauche moralische Unterstützung. Ich brauche Hilfe. Haben Sie nicht ein paar junge Leute in Ihrem Bekanntenkreis, die schreiben können (das ist die grösste Plage: die meisten können nicht schreiben!), die Courage haben und die Sie auf mein Blättchen aufmerksam machen möchten? Es brauchen nicht Schriftsteller zu sein – diese sind meist auf Honorare erpicht, und ich kann keine zahlen. (Ich kann's einfach nicht!) Sie, verehrter Herr Fränkel, und Herrn Loosli, wage ich nicht zu bitten; doch, dass es mir eine Ehre und natürlich auch ein Vergnügen wäre, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Worte über meine Balzac-Broschüre. Dass Sie sie neben Curtius stellten, daran haben Sie recht getan. Ich habe ihm viele Balzac-Zitate gestohlen. Das haben Sie vermutlich gemerkt. Andere Dinge von mir wage ich Ihnen nicht zu schicken. Zwischen uns steht die

20 Siehe Hermann Hiltbrunner: *Zürich und die Welt. Zum Besuch von Feldmarschall Montgomery*, in: NZZ, Nr. 363, 21. 2. 1949.

Generationenfrage. Sehen Sie z. B. Loosli: Er hat ein Hodler-Buch geschrieben.²¹ Ist es meine Schuld, wenn ich Hodler zwar äusserst respektiere, seinen Strich und seine Farbe, seine kräftige Persönlichkeit, seine Kühnheit; aber mit dem Stil einfach nichts anfangen kann, in den er das alles hineingezwängt hat? Der junge Hodler steht mir näher als der pathetische der Nacht und der blauen Jungfern.²² Und mich interessiert Picasso auch. Wer meines Alters ist, ist, in bildsamen Jahren noch, durch seltsame geistige Abenteuer hindurchgegangen, Dadaismus, Expressionismus, Surrealismus, neuerdings Existentialismus – das waren die Dinge, mit denen er sich auseinandersetzen musste. Die Ungebrochenheit jener, die schon vor dem ersten Weltkrieg erwachsen waren, die haben wir nicht. Mir kommt Ihre Generation, zu der ich auch Hermann Hesse²³ rechne, immer so vor, als liege Sonne auf ihrer Stirne. Wir andern sind durch hundert Stromschnellen hindurchgeschossen worden, sind sehr verwirbelt, und so fällt es uns schwer, aufrecht zu gehen. Doch ist der Wunsch danach sehr gross. Müde sind wir! Und wenn wir nicht verzagen, so eigentlich nur – nun, ich weiss es selber nicht, woran es liegt.

Nun ist der Brief doch länger geworden als ich dachte.

Mit herzlichen Grüssen,

Ihr

R. J. Humm.

21 C. A. Loosli: *Ferdinand Hodler: Leben, Werk, Nachlass*. Vier Bände, Bern: R. Suter & Cie., 1921–1924.

22 Das Gemälde *Die Nacht* (1889/90, Kunstmuseum Bern) war eines der ersten der grossformatigen allegorischen Bilder Ferdinands Hodlers; auf späteren Werken dieses Typs (zum Beispiel *Blick ins Unendliche*, 1913–1917, Kunstmuseum Basel) sind die Frauenfiguren häufig blau gekleidet.

23 Seit Hermann Hesse Humms Erstlingsroman *Das Linsengericht* (1928) positiv besprochen hatte, standen die beiden bis zu ihrem Zerwürfnis 1946 in freundschaftlichem Kontakt und wechselten viele Briefe. Vgl. Hermann Hesse, Rudolf Jakob Humm: *Briefwechsel*, hg. von Ursula und Volker Michels, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977.